

Lernfeld Sexualität:

Interview mit Lothar Sandfort über das Institut zur Selbst-Bestimmung Behinderter (ISBB)

Das Interview führte Bernd Becker

Lothar Sandfort, 1951 geboren, hatte 1971 einen Autounfall mit einer Paraplegie als Folge. Er studierte Psychologie in Köln, heiratete und wurde Vater dreier Kinder. Im Wendland baute er eine Sexualberatungsstelle für behinderte Menschen auf, das Institut zur Selbst-Bestimmung Behinderter (ISBB). Mit der Einbeziehung von Sexualbegleitung und der Ausbildung von Frauen und Männern zu Sexualbegleiterinnen und -begleitern hat sich dabei eine Therapieform etabliert, die praktisch einübbare Sexualität ermöglicht. Die Öffentlichkeit hat dieses Angebot aufgegriffen und diskutiert es mehrheitlich positiv. Einer der Mitarbeiter des ISBB führte mit Lothar Sandfort ein Interview nach der Tagung.

Lothar, du warst bei einem Kongress des IVS in Nürnberg. Einige Fotos stehen dazu im Internet, sogar ein Videomitschnitt. Wie hast du deinen Vortrag auf der Tagung erlebt?

Die Zeit, um meine Arbeit detailliert vorzustellen, hat natürlich nicht gereicht. Ich habe es gerade mal geschafft, den Ablauf eines Erotik-Workshops in Trebel zu beschreiben, weil das ja unser wichtigstes therapeutisches Instrument ist. Um den Hintergrund und unsere Beweggründe für solch einen Workshop zu erläutern, dafür steht nun dieses Interview.

Außer dir stellten noch viele andere behinderte Referenten ihre Arbeit vor. Wie hast du dich gefühlt?

Die Fachtagung war ein großes Ereignis für mich. Diese wunderbare Gelegenheit, andere behinderte Psychotherapeuten zu hören und zu sehen, werde ich wohl nicht wieder bekommen. Endlich fühlte ich mich mal nicht so sehr als Einzelkämpfer. Ich sah, wie kreativ auch die anderen sind und sein müssen, um sich in ihrem überaus kommunikativen Arbeitsfeld behaupten zu kön-

nen. Ich hatte das Gefühl, beim IVS zu Hause zu sein. Immerhin bauen die Methoden des ISBB ganz wesentlich auf Lernen, Verstehen und Wirken über nonverbale Kommunikation, Learning by doing, Gestalten, Verhalten. Leben er-leben zu lassen, das möchte ich fördern.

Als Behinderter für Behinderte.

Ja, ich glaube, dass uns die vielen Fluchtstrategien nicht helfen, in denen versucht wird, unsere negativ bewertete Rolle als Behinderte wegzudefinieren durch Sprachhülsen wie „Menschen mit besonderen Bedürfnissen“, „behinderte Menschen“ oder „Inklusion“. Es wird eine politische Korrektheit festgesetzt und dann aber – in der Begegnung – „Behinderte“ gedacht. Das ergibt eine Fülle von Fettnäpfchen, die einen unbeschwerten Kontakt von Behinderten und Nichtbehinderten zusätzlich erschwert. Es darf ja nicht das gesagt werden, was gedacht wird.

Aber du selber sprichst doch auch von „behinderten Menschen“.

Stimmt, ich will nicht immer diese Diskussion führen. Es gibt Wichtigeres. Manchmal ärgere ich mich, dass ich betonen muss, ein Mensch zu sein.

„Behinderter“ als Kampfbegriff, so wie in deiner Jugend der Begriff „Krüppel“?

So wie auch die Schwulen oder Lesben, ja. Mit der Behindertenbewegung der 1970er- und 80er-Jahre, da haben wir Gleiches versucht. Nur waren wir nicht so erfolgreich wie die Schwulen. Heute versucht jeder Behinderte wieder, sich von seiner Behinderung abzusetzen, versucht, aus der Rollenzuweisung der Kultur zu flüchten. Sie ist aber messerscharf wie ehemals: „Spasti“ und „behindert“, das sind immer noch Schimpfworte. Letztens sah ich den viel beachteten Kinofilm „Doktorspiele“. In ihm wimmelt es von solchen negativen Diskriminierungen.

Dass es die Krüppelbewegung gegeben hat, das wissen heute nicht mehr viele.

Stimmt, das begann etwa 1978. Die Studentenrebellion von 1967 bis 1969 hatte auch Behinderte als Motivation stark beeindruckt, mich auch. Dazu zählen auch die Bürgerrechtsbewegungen der Schwarzen in den USA und in

Deutschland die Frauenbewegung. In dieser Zeit begannen behinderte Menschen für sich den Namen zu übernehmen, der eigentlich als Diskriminierung genutzt wurde: Krüppel. Es war eine Bewegung der Undankbarkeit gegen die uns zugedachte Rolle, als dankbar, lieb und leicht zu verwalten zu gelten. Mit dem Ausschluss Nichtbehinderter aus den Bewegungsinitiativen fühlten sich Behinderte gegenüber Nichtbehinderten zum ersten Mal mächtig. So wie bei Straßenbahnbesetzungen und Blockaden gegen unzugängliche öffentliche Gebäude. Das war eine wichtige Zeit, in der sich die Gesellschaft tatsächlich veränderte. Leider nur im Bau- und Verkehrsbereich. Kulturelle Ängste blieben jedoch bestehen.

Warum sind solche Einstellungen so hartnäckig?

Darin wirkt ein existenzieller seelischer Abwehrmechanismus. Wir Menschen können das Wissen nicht ertragen, dass unser Lebensplan verletzlich ist. Warum soll ich mich abrackern in dieser Leistungsgesellschaft, wenn ich mir bewusst werde, dass im nächsten Augenblick all meine bisherigen und jetzigen Anstrengungen nutzlos sein könnten? Ein Unfall, ein Schlaganfall, ein Krebsgeschwür, Tod, Leiden. Wenn Menschen müssen, sind sie in der Lage, daran zu denken, aber in wenigen Gedankenwendungen ist das Wissen wieder weg. Verdrängt.

Behinderte symbolisieren diese Gefahr der Verletzbarkeit. Behinderung wird als Leiden betrachtet. Jeder, der dann selber betroffen ist, lernt, dass das nicht wahr ist.

Was hat die Leistungsgesellschaft damit zu tun?

In der vorindustriellen Zeit wurde das Leben durch die Gemeinschaft, zumeist die Dorfgemeinschaft, abgesichert. Heute sichert sich jeder für sich und über seine Leistung. Da trifft eine entscheidende Einschränkung den einzelnen Menschen direkter. Selbst wenn er noch familiär eingebunden ist. Aber im Grunde geht es letztlich um einen individuellen Abwehrmechanismus.

Deswegen glaubst du auch, dass Inklusion eine Fluchtstrategie ist.

Wenn wir das Wort wirklich ernst nehmen, dann ja. Es ist wohl nur ein neues Wort für Integration. Die wissenschaftliche Pädagogik braucht alle paar Jahre eine neue Leitidee, sonst hätte sie ja nichts zu schreiben. Wenn aber dann die Tochter oder der Sohn eines Inklusionsverfechters nach Hause kommt und ei-

nen behinderten Menschen als Partner oder Partnerin mitbringt, dann ist die Not groß.

Ist die Argumentation nicht recht unwissenschaftlich?

Ja, aber deswegen nicht falsch. Meine Argumente kommen aus der Empirie der Praxis: Immer, wirklich immer, wenn eine Behinderung in ein individuelles Leben tritt, wird sie abgelehnt, und zwar heftig. Es entsteht stets eine Krise beim direkt Betroffenen oder seinen Angehörigen. Behinderung wird nur nach langem Zaudern als persönliche Eigenschaft angenommen. Die Krise verändert immer die Identität der Betroffenen. Wenn das Leben hilfreich verläuft, gelingt eine neue lebenswerte Identität. Die Forderung der Inklusion, die Kultur solle so tun, als ob sie die Behinderung als nicht aussondernd betrachtet und behandelt, lügt. Sie behauptet, der Betreffende sei nun anders, aber gleichwertig. Das hilft nur der Flucht. Der Betreffende selber wird viel Kraft brauchen, um gegen die heimlichen Entwertungen genügend Selbstbewusstsein aufzubauen. Die pädagogische Wissenschaft hilft dabei nicht.

Was hilft dann?

Empowerment.

Eine neue Leitidee für die Pädagogik?

Ich hoffe es. Und gleich eine hinterher: Empoweragogik. Wir im ISBB arbeiten schon lange nach dieser Leitidee. Sie wird gespeist durch unsere Wurzeln in der Bürgerrechtsbewegung Behinderter hier und (früher noch) in den USA. Menschen waren und sind in der Lage, sich eine neue Identität zu erkämpfen, wenn es ihnen dadurch besser geht. Feministinnen waren es, wieder die Schwulen, Lesben, die Schwarzen, die Arbeiter zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, Pubertierende sind es. Manchmal brauchen sie Hilfe dazu. Empowerment kann unterstützt werden. Nicht durch Versorgung, nicht durch Erziehung, aber durch Stärkung. Das erfordert von der Pädagogik eine andere Haltung. Nicht Problemlagen selber erledigen, weil das weniger Arbeit macht, sondern ehrlich und wohlwollend zu reflektieren, auch wenn das manchmal unangenehm ist. Wenn jemand sicher ist, dass ich ihm Gutes will, dann hört er sich auch Unangenehmes an. Wissen bereithalten, bis es erfragt wird. Trauer begleiten. Fehler aushalten. Wer keine Fehler macht, geht nicht an seine Grenzen hin zur neuen

Identität. Ein Fehltritt hilft manchmal unvergleichlich viel zum Fortschritt. Wer hat noch Zeit in den Einrichtungen der Behindertenarbeit für solch zeitraubende Agogik und wer hat die Freiheit, Fehler machen zu dürfen?

Höre ich da Kritik an den Einrichtungen der Behindertenarbeit?

Ja, als gesellschaftliche Institution pauschal, durchaus. Im Detail hege ich viel Hoffnung. Ohne Institutionen der Behindertenpädagogik geht es auch nicht. Die meisten Betreuten fühlen sich wohl dort. Die Teams geben ihnen ein Zuhause, das sie sonst nirgendwo finden. Sie geben ihnen Sicherheit. Paradoxerweise steigen mit dem wachsenden Sicherheitsgefühl die Probleme mit Risikothemen. Der Mensch traut sich umso mehr sexuelles Risiko, je sicherer er sich allgemein fühlt. Eigentlich könnte der Mut zu einer ganzheitlichen Betreuung als Erfolg für die Einrichtungen gesehen werden. Viele Pädagoginnen und Pädagogen bringen neuerdings aus ihrer eigenen Erziehung eine Selbstsicherheit mit, die es nicht mehr hinnimmt, dass zum Beispiel sexuell motivierte Probleme als solche verdrängt werden.

Das hilft den Leserinnen und Lesern nun die Kritik hinzunehmen?

Ich will eigentlich nicht kritisieren, ich will ein System erklären, das als Lösung eines Problems sich entwickelt hat. So wie bei einer schweren Neurose. Ich sehe den kulturellen Auftrag, der da lautet: „Haltet mir das Leid vom Leib, ich will keinen zu direkten, zu persönlichen Kontakt zu Behinderten. Ich weiß, dass das nicht korrekt ist und deshalb sollt ihr mir den Eindruck vermitteln, dass es den Behinderten in den Einrichtungen gut geht. Wenn ich sie in der Distanz mal sehen sollte, sollen sie satt und sauber aussehen und fröhlich sein. Wenn ein nichtbehinderter Betreuer dabei ist, dann finde ich das beruhigend. Dafür gebe ich euch als Steuerzahler viel Geld, na, sagen wir, so viel wie nötig. Jedenfalls bekommt ihr einen guten Job.“ Natürlich geschieht das alles unbewusst. Auf dieses Angebot hin hat die Behindertenpädagogik ihre Arbeit entwickelt, die nun den Auftrag erfüllt und sich etabliert hat.

Also alles prima und die Betreuten fühlen sich sogar wohl?

Die meisten jedenfalls. Schlimm wird es nur, wenn sie sich zum Beispiel auch als sexuelle Wesen empfinden wollen. Es geht ihnen gut und jetzt wollen sie mehr: Sex. Das geht dann zu weit, weil Sexualität von der Pädagogik als un-

berechenbar und gierig eingestuft wird. In ihrer Ratlosigkeit reagieren die meisten Pädagoginnen und Pädagogen, (wie das oft in heftigen neurotischen Systemen üblich ist) erbarmungslos. Liebesentzug, Strafen, Medikamente, Abschiebung in die Forensik. Von den ersten ganz banalen Äußerungen sexueller Wünsche bis zur Abschiebung in andere Einrichtungen und letztlich in den Maßregelvollzug dauert es manchmal nur zwei Jahre. In dieser Zeit bekommen es die meisten betroffenen Behinderten mit der Angst zu tun und passen sich zu scheinbar sexuellen Neutren an. Viele heutzutage aber nicht mehr. Die scheinbar schlafenden Hunde sind wach geworden. Ein Albtraum.

Ist das nicht übertrieben?

Schön wärs.

Kannst du uns nicht die Dramatik rausnehmen?

Nein. Wir zum Beispiel haben im ISBB eine Männergruppe aus Behinderten, die entweder schon übergriffig geworden sind oder bei denen solche Ereignisse konkret befürchtet werden. Sie berichten von Entwicklungen, die ich persönlich als Grundrechtsverletzungen empfinde.

Ein Beispiel bitte.

Die meisten Grundrechtsverletzungen haben sich im Bereich des Betreuungsrechtes etabliert. Zu Beginn der 1990er-Jahre arbeitete das Bundesjustizministerium an einem neuen Gesetz, das das bis dahin gültige Vormundschaftsrecht reformieren sollte. Erwachsene Behinderte sollten nicht mehr wie Kinder behandelt werden. Ich war damals oppositionell beteiligt als wissenschaftlicher Mitarbeiter der GRÜNEN im Bundestag, also als deren Behindertenreferent. Das Bundesjustizministerium wurde von der FDP geführt. Das waren Leute vom alten, echt liberalen Schlag. Die wollten tatsächlich Menschenrechte verwirklichen. Beeinflusst von Prof. Klaus Dörner aus der Enthospitalisierungsbewegung glaubten sie, es fänden sich genügend Engagierte in der Bevölkerung, die als Betreuer sich um behinderte Menschen kümmern würden. Eltern sollten keine Betreuung für ihr eigenes Kind übernehmen können. Letzteres scheiterte damals in der späteren parlamentarischen Beschlussfassung vor allem am heftigen Protest der mächtigen Elternvereinigung LEBENSHILFE.

Also sind die Eltern Behinderter schuld?

Es geht für mich nicht um Schuld. Ich will verständlich machen: Eltern haben kulturell eine andere Rolle. Sie wollen vor allem – geradezu instinktiv getrieben – ihre Brut überleben lassen, ihr genetisches Erbe. Eine risikoreiche Zeit der (sexuellen) Reifung, etwa die Pubertät, ist für Väter und Mütter immer eine schwierige Zeit. Meine eigenen Kinder können ein klagendes Lied davon singen und ich war immerhin während ihrer Pubertät als Sexualberater tätig. Behinderte Menschen brauchen in der Zeit ihrer sexuellen Reifung andere Berater als ihre Eltern. Gerettet wurde im Betreuungsrecht wenigstens die Verpflichtung eines besonderen Rechts für Sterilisationen. Auf der Strecke blieb eine ausreichende Aufmerksamkeit für die Schwangerschaftskontrolle. Behinderten Frauen wird in der Regel heute die Dreimonatsspritze ohne eine ausreichende oder oft sogar ganz ohne Aufklärung verpasst, weil das nach Meinung der pädagogischen und der gesetzlichen Betreuer die einfachste und sicherste Lösung ist.

Dabei will auch das geltende Betreuungsrecht einen Vorrang für den Willen des Betreuten einräumen, ganz besonders vor einem medizinischen Eingriff und das ist etwa Verhütung. Entscheiden die gesetzlichen Betreuer etwas gegen den ausdrücklichen oder vermuteten Willen des Betreuten, müssen sie eigentlich stichhaltig Gefährdungen seines Lebens benennen können.

In Betreuungsangelegenheiten passieren Grundrechtsverletzungen, ohne dass dies irgendjemanden interessiert, auch die Familiengerichte nicht. Alle sind zufrieden. Grundrechtsverletzungen werden sogar gern in dieser Form hingenommen. Leidtragende sind die betroffenen Behinderten. Das sind aber nicht so viele und oft wissen sie nicht, was mit ihnen passiert. Warum sie zum Beispiel plötzlich so dick werden oder sich nach der Dreimonatsspritze so unwohl, lustlos und depressiv fühlen. Vor allem dringt die Grundrechtsverletzung nicht nach außen.

Das sind ja schon fast Verschwörungstheorien. Geht es mit einem Beispiel noch etwas konkreter?

Vor einem Monat wurde mir der Wunsch eines pädagogischen Teams einer Behinderteneinrichtung per E-Mail übermittelt. Es ging um einen behinderten jungen Mann, der Probleme machte in einer Einrichtung. Er war vor einiger Zeit bei mir in Behandlung. Ich wurde gebeten, dem Team Informationen und Ratschläge zur Verfügung zu stellen. Ich schrieb zurück, dass ich das gern tun

würde, aber die Entbindung von der Schweigepflicht benötige, sowohl vom betroffenen Behinderten selber als auch von der gesetzlichen Betreuerin, seiner Mutter. Nach wenigen Tagen bekam ich die Antwort, die erforderliche Erklärung läge nun schriftlich vor und tatsächlich erhielt ich ein entsprechendes Dokument, unterschrieben von der Mutter. Nun schrieb ich zurück, dass ich auch eine Erklärung des behinderten Betreuten brauche, und erklärte die Rechtslage. Daraufhin erhielt ich eine erneute E-Mail, man versuche es zunächst weiterhin allein. Den E-Mail-Kontakt habe ich natürlich dokumentiert.

Kann man da nicht das zuständige Familiengericht einschalten?

Ja, jeder kann das und muss es eigentlich sogar. Das habe ich in einem anderen Fall auch schon versucht und eine abwimmelnnde Reaktion des Gerichts bekommen. Auch das Gericht war nicht interessiert. Sie sind ja froh, wenn sie einen gesetzlichen Betreuer gefunden haben. Ich bin da inzwischen ein Stück entmutigt. Ein gutes Gesetz zu haben und daraufhin Recht zu bekommen, das sind zwei unterschiedliche Sachen. Es gibt zum Beispiel in den Bundesländern gute Heimgesetze. Wenn die verwirklicht wären, hätten wir keinen Grund zur Klage.

Warum gibst du nicht auf?

Weil ich auch die andere Seite erleben darf. Junge mutige Pädagoginnen und Pädagogen, die zum Beispiel mit den Betreuten zu uns in die Workshops kommen. Die wirklich interessiert sind an deren Wohlergehen. Sie lieben ihren Beruf. Und dann die Erfolge für die behinderten Ratsuchenden, die sich im Abschlussgespräch eines Workshops äußern. Das tut gut.

Schön, das klingt aufbauend! Was sagen die denn so?

Meist sind sie sehr erschüttert. Sie haben einschneidende Erlebnisse hinter sich. Sie sind dankbar. Nicht mir. Ich habe ja wieder nur geredet. Meine Rolle ist die eines Beraters. Ich darf als Therapeut nicht mit in die erotische Situation, selbst wenn ich das wollte. Sie sind dankbar den Sexualbegleitern und Sexualbegleiterinnen gegenüber. Mit ihnen hatten sie Sex. Oftmals das erste Mal in ihrem Leben, obwohl sie schon 30, 40 Jahre alt sind.

Du hast mit Prostitution keine Schwierigkeiten?

Es geht nicht um meine Einstellung zur Prostitution. Ich weiß, dass Sexualität das Sicherheitsbedürfnis vieler Menschen bedroht. Ganz besonders Sexualität ohne die Begrenzungen, die eine konkrete Beziehung setzt. Das muss beachtet werden. So ist die Seele halt. Sie will zuerst das Überleben ihres Individuums gesichert wissen. Lebensbeziehungen sollen das Überleben sichern und tun das ja auch. Bei mir ist das nicht anders. Sicherheit zuerst. Libido als Lebensenergie ist gestern.

Als wir um 1996 begannen, als behinderte Männer mit Sexualität zu experimentieren, brauchten wir jemanden, der ohne Beziehungshintergrund mit uns bereit war zu arbeiten. Das war Nina de Vries, die selber nie Prostituierte sein wollte. Sie hat mit uns im ISBB die Sexualbegleitung in den Anfängen gestaltet. Die Grundzüge, die wir damals für unsere Erotik-Workshops kreiert haben, danach arbeiten wir heute noch. In einem Strategiegespräch haben wir beide auch das Wort „Sexualbegleitung“ erfunden.

Ausgebildet habe ich später auch Frauen, die aus der traditionellen Prostitution kamen. Da wurde schnell klar, dass diese Prostitution nicht zu uns passt. Sie ist nur gut lebbar, wenn sie Gefühle ausschließt. Illusion ist ihre Tradition und Ware. Sexualbegleitung hingegen braucht als therapeutisch diagnostische Methode gerade die ehrliche und ehrlich kommunizierte Rückmeldung der erlebten Erfahrungen.

Als wir in der Arbeit mit geistig Behinderten unser Konzept mehr mit den Erfahrungen der Erlebnispädagogik schärften, brauchten wir Frauen und Männer, die einfach als Erwachsene den erotischen Kontakt mit den erwachsenen Ratsuchenden leben durften und uns dann davon in einem therapeutischen Setting erzählten. Das wurde die Sexualbegleitung von heute. Das hat mit der klassischen Prostitution nichts mehr zu tun. Die ausgebildeten Frauen und Männer haben ganz, ganz überwiegend auch nie im Milieu gearbeitet. Es gibt sehr viele Unterschiede zwischen Prostitution und Sexualbegleitung.

Gut, das kann man ja an anderer Stelle auch nachlesen. Manche Leserin oder Leser werden sich vielleicht fragen, was einen Menschen dazu bringt, Sexualbegleiterin oder Sexualbegleiter zu werden.

Viele sind auf dem Weg, in der Mitte ihres Lebens eine neue Rolle für ihre eigene Sexualität zu entwickeln. Die Frauen haben Fortpflanzungsaufgaben so oder so beantwortet und Statusaufgaben mehr oder weniger freiwillig hinter sich gelassen. Sie kommen nun zu einer von allen Aufgaben und Fremdbestimmungen entlasteten Sexualität. Die suchen sie. Oft waren sie einige Zeit

schon in Tantragruppen, die ihnen gutgetan haben. Mit der Zeit ist Tantra ihnen allerdings zu ziellos geworden. Sie haben ihre neue Sexualität gefunden. Sie wünschen sich eine soziale Wirkung, wollen etwas bewirken. Dann hören sie von uns.

Auch Frauen mit Missbrauchserfahrungen bekommen bei uns die Rückmeldung eines freudvollen und hilfreichen eigenen Körpers. Das versöhnt. Also, keiner kommt wegen des Geldes zu uns, wenn doch, überstehen sie die Ausbildung nicht. Sie sollen auch eigene Interessen verfolgen können. Mildtätiges Verhalten als Interesse hat keinen Platz im ISBB. Im Grunde sind wir eine große Selbsthilfegruppe geblieben. Wenn sie dann einige Zeit Sexualbegleiterinnen waren, dann hören sie wieder auf. Deshalb gibt es auch aktuell immer nur etwa 10 aktive ISBB-Sexualbegleiter und -innen und eine Menge Trittbrettfahrer und -innen.

Und Männer?

Sie sind genauso bei uns auf der Suche, meist auch nach einer individuellen Krise in der Mitte ihres Lebens. Für die behinderten Ratsuchenden ist übrigens das Alter unwichtig. Sie suchen sich oft die Frauen und Männer aus, denen sie Standfestigkeit und Erfahrung zutrauen. Sie sind ja selber sehr unsicher.

Du hast mal behauptet, sie verliebten sich nicht in die Sexualbegleiterinnen.

Körperbehinderte tun das schon. Geistig Behinderte sind da sehr pragmatisch. Die Sexualbegleiterinnen wohnen ihnen zu weit weg. Abstrakte Liebe über Kilometer hinweg ist ihnen nicht attraktiv. Sie verlieben sich lieber in ihre Betreuerinnen und Betreuer zu Hause. Egal, ob das auf Gegenliebe trifft oder nicht.

Sag bitte etwas zu den Themen der Ausbildung!

Die schwierigste Aufgabe ist es, den behinderten Ratsuchenden unangenehme Mitteilungen machen zu können. Die Auszubildenden kommen ja als ganz normale Nichtbehinderte. Sie haben gelernt, dass man einem Behinderten kein zusätzliches Leid zufügen darf. Auch für sie sind Behinderte wie irgendwie erwachsen gewordene Kinder. Dazu wollen die meisten Auszubildenden Gutes tun. Sie denken, wenn sie einem Behinderten eine schöne Stunde bereiten, dann sind auch sie gut.

Mein Lieblingsbeispiel, oft beschrieben und hier wieder: Eine ganz unerfahrene Sexualbegleiterin geht mit einem Ratsuchenden auf dessen Zimmer in unserem Gästehaus Nemitzer Heide in Trebel. Das ist – das sei hier kurz erwähnt – ein Ort, wo Einrichtungen der Behindertenarbeit Freizeiten verbringen, die so viel und so wenig mit Sex zu tun haben wie jeder Urlaub. Durch die Einnahmen dieses Unternehmens wurde das ISBB von Anfang an unabhängig und konnte sich auch mit seinen ungewöhnlichen Ideen frei entwickeln.

Zurück zum Beispiel: Er, etwa 35 Jahre alt, nonverbal, deutet ihr an, dass sie sich ausziehen und auf sein Bett setzen soll. Sie ist fast nackt und offenbar ist das für ihn Sexualität. Er setzt sich in die andere Ecke des Zimmers und kauert sich hin. Sie beide sitzen so lange Zeit. Immer wenn die Sexualbegleiterin sich auf ihn zubewegt, hebt er schützend den Arm und schreit. Sofort setzt sie sich hin und wird immer unzufriedener. Sie tut nichts Gutes, denkt sie, die Stunde scheint misslungen. Am Ende der Stunde steht er auf und ist glücklich. Die Sexualbegleiterin müssen wir anderen im Team wieder aufrichten. Zusammen mit dem mitgereisten Betreuer und dem glücklichen Ratsuchenden besprechen wir die Stunde. Letzterer hat inzwischen eine weitere Sexualbegleitung gebucht und hört uns zu. Verstehen kann er. Mit seinem Einverständnis bilden wir den Sinn, wonach seine Mutter ihm erklärt hat, wenn er Sex mache, passiere etwas Schlimmes. Wir können uns vorstellen, was die Mutter gemeint hat. Er aber hat eine Stunde lang ausprobiert, was denn Schlimmes passiert, wenn er Sex macht. Er hat herausbekommen, dass seine Mutter Unrecht hatte. Das hat ihn glücklich gemacht. Leider konnte er diesen Feldversuch erst spät starten, nachdem seine Mutter jüngst verstorben war. Das ist Sexualbegleitung.

Also nicht der Koitus?

Nein, alle Ratsuchenden sind irgendwo in ihrer sexuellen Entwicklungsgeschichte stecken geblieben. Zumeist ganz am Anfang. Wenn geistig Behinderte schon so weit sind, dass sie den Geschlechtsverkehr wagen können und wollen, dann sind wir nicht mehr nötig. Dann sind die agogischen Betreuerinnen und Betreuer auch so weit entwickelt, dass sie in ihren Einrichtungen selber mit ihren Möglichkeiten hilfreich beraten können. Den meisten Behinderten, ja, den meisten Menschen, reicht es auch, wenn sie ihre sexuelle Identität gefunden haben, Schuld los sind und Selbstvertrauen gefunden haben. Der Koitus ist eine verdammt komplizierte Angelegenheit und es gibt viele Formen der Sexualität, die einfacher sind und genauso erfüllend. Der Koitus als die einzige Form der sexuellen Erfüllung, das ist Mythos. Das gilt auch für

Nichtbehinderte. Die Erfüllung ist immer eine individuelle sexuelle Geschichte, die für die gesamte Seele dieses Menschen passen muss. Das ist so schön. So wunderbar. Auch für Nichtbehinderte ist nicht der Koitus das Wichtigste, es ist ihre sexuelle Geschichte, immer, bei jedem Menschen. Für einige kann schon die Erfahrung eines erotischen Flirts ihre sexuelle Erfüllung sein. Mehr wollen sie nicht.

Du hörst viele sexuelle Geschichten?

Ja, das ist das Schöne an meinem Beruf. So viele lebensnahe, nicht nur sexuelle Geschichten. Das ist besser als Hollywood oder Goethe. Nur weiß ich nie, wie die Geschichte endet.

Mit welchen Diskriminierungen hast du selbst als Psychotherapeut zu kämpfen?

Mir geht es da wie allen Behinderten. Man darf mir kein Leid zufügen, weil ich ja angeblich schon genug leide. Auch für mich gab und gibt es zu viele Schonräume. Als Therapeut bin ich dem ausgewichen, indem ich fast ausschließlich im Peer Counseling-Bereich tätig war und behinderte Ratsuchende selber oder deren Eltern beraten habe. Die wiederum waren froh, einen Therapeuten zu finden, dem sie nicht erst seine Angst vor Behinderung haben nehmen müssen.

Aber als Kreativer, als Autor, da war das mitunter schon richtig unangenehm.

Magst du ein Beispiel beschreiben?

Eines Tages kam eine Wissenschaftlerin nach Trebel, um einen Erotik-Workshop mitzuerleben. Am Ende des Erotik-Workshops war sie voll des Lobes über unsere Arbeit im ISBB. Sie lud mich ein, an ihrem neuen Buch mitzuwirken und über unsere Hilfen für Männer zu schreiben. Das Buch ist dann in einem renommierten Fachbuchverlag erschienen. Im Buch werde ich als Autor aufgeführt, aber mein Artikel fehlte. Mein Beitrag war wissenschaftskritisch, ich habe ihn hier im vorliegenden Buch abdrucken können. Wie ich ja schon gesagt habe, zähle ich die pädagogische Wissenschaft zum Gesamtsystem, das die Tabuisierung behinderter Menschen mitträgt. Das ist besonders schwerwiegend, weil in den Hochschulen die Führungskräfte der praktischen Behindertenarbeit ausgebildet werden.

Also sollte das System der Tabuisierung vor den neuen Wegen sexueller Aufklärung im ISBB geschont werden oder du als Behinderter?

Nun, es wird wohl beides zusammengetroffen sein, dazu kommt noch die Fähigkeit der Seele ganz allgemein, nach der unangenehme Dinge über Fehlleistungen sich verhindern und gleichzeitig ausdrücken können, es hieß, man habe meinen Beitrag „vergessen“.

Andere behinderte Kreative erleben Ähnliches. Künstler, Sportler oder einfach nur Arbeitssuchende. Bei einer sehr hohen Arbeitsvermittlung im Jahr 2016 bleiben Behinderte immer noch auf der Strecke. Wie kann das sein? Weil Kunstrezipienten, Sportliebhaber, Arbeitgeber die Leistung eines Künstlers, Sportlers, Arbeitnehmers auch schlecht finden können wollen. Man will nach dem Genuss von Kunst gepflegt beim Wein über den Künstler lobend und missbilligend diskutieren können, man will sich mit dem Sportler freuen oder ihn kritisieren können, man will sich über einen Arbeitnehmer auch ärgern und ihn kritisieren können. All das, glauben die Rezipienten, geht nicht, wenn der Betroffene behindert ist. Ich darf die Leistung eines behinderten Menschen nur gut finden. Das aber macht keinen Spaß. Dann bleibe ich gleich weg, es sei denn, ich mache die Angelegenheit zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung zu meinen Ehren.

Das Gleiche erlebt ein Mitarbeitender in einer Werkstatt für Behinderte, der – ganz egal, wie schön sein Bild geworden ist, das er malen wollte – wie ein Kind über den grünen Klee gelobt wird.

Ja.

Wie kannst du dich da persönlich retten?

Das geht nur über ein gut ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Ich kann im Grunde niemandem trauen, dass sein verbales positives Urteil über mich ehrlich gemeint ist.

Ich muss selber wissen, wann ich gut war und wann nicht. Um sicherer interpretieren zu können, schau ich, was jemand tut. Im nonverbalen Ausdruck ist der Mensch ehrlicher. Das hilft.

„An ihren Taten sollst du sie erkennen, nicht an ihren Worten“, so soll der Apostel Johannes im ersten Jahrhundert n. Chr. erklärt haben. Ich mache das.

Ein gutes Selbstwertgefühl hilft auch bei Beleidigungsversuchen ganz all-

gemein. Eine Diskriminierung verletzt nur, wenn ich selber meiner nicht sicher bin. Niemand kann einen Menschen beleidigen, der nicht selber der Beleidigung mindestens im Ansatz recht gibt.

Nonverbalität ist deine Lieblingssprache.

Ja, ganz eindeutig. Wie Paul Watzlawick schon gesagt hat, sie ist die ältere Form der Kommunikation. Bevor der Mensch verbalisieren konnte, konnte er schon nonverbal kommunizieren. Zum Glück kann er es immer noch. Jede Begrüßung z. B. ist ein kurzes Ritual mit Tausenden von wichtigen nonverbalen Informationen.

Geistig Behinderte haben oft wenig Begabungen zu verbalisieren, sie helfen sich über Nonverbalität. Im diagnostischen Prozess ist es wichtig, den nonverbalen Ausdruck gut zu interpretieren. Einmal kam ein Ratsuchender mit seiner Betreuerin zu mir in die Beratung. Nennen wir ihn K. Die Betreuerin beklagte, dass K. sie belästige durch seinen Wunsch, mit ihr Sex zu haben. Eigentlich mag sie K., aber er solle das unterlassen. K. habe sich eine Spielerei angeeignet, die sie nerve. Wie zur Demonstration hielt K. seinen Finger in die Luft und legte eine Glühbirnenfassung darum. Nun begann der Finger zu sprechen. K. schimpfte mit dem Finger wegen dessen anzüglichen Verhalten der Betreuerin gegenüber und gleichzeitig konnte er recht deutlich – via Finger – seine Wünsche äußern. Das war im Grunde genial. K. selber war nicht schuld, im Gegenteil, er schien ja der gleichen Meinung wie die Betreuerin.

Was konntest du den beiden raten?

Ich weiß es nicht mehr genau. Wahrscheinlich habe ich zunächst damit begonnen, die Betreuerin zu bewegen, direkt mit dem aufdringlichen Finger zu reden. Wahrscheinlich habe ich sie gebeten, dem Finger nicht zu sagen, das sei in der Einrichtung nicht erlaubt. Das hören Behinderte nämlich in der Regel: Ausflüchte, Lügen. Man sei noch zu jung oder habe schon einen Freund. Solche Berichte sind häufig Gegenstand der Beratung im ISBB. Behinderte verlieben sich oft in ihre Betreuerinnen und oft hartnäckig. Die Ausflüchte legen ihnen ja auch nahe, dass es sich lohnt zu warten. Heute frage ich Betreuerinnen im Beisein der Verehrer, wie denn der Mensch sein soll, in den sie sich verlieben. Sie antworten meist sehr ehrlich. Dann frage ich den behinderten Verehrer die einzelnen Eigenschaften ab und oft sieht er ein, dass er nicht über sie verfügt. Das ist schmerzlich. Wenn dann die Betreuerin noch eindeutig sagt, dass sie niemals

mit dem Betreuten zusammengehen oder Sex machen würde, selbst wenn das in der Einrichtung erlaubt wäre, dann ist das ehrlich und wirksam. Mit nicht-behinderten Männern würde sie ja auch so reden. Wenn sie ihn nicht mag, lehnt sie (hoffentlich) freundlich, aber entschieden ab. Man kann ja Freunde bleiben.

Kommt es nie vor, dass geistig Behinderte einen nichtbehinderten Partner bekommen?

Der Übergang ist fließend und im Bereich des Übergangs kommt es sehr wohl vor. Liebe entsteht, wenn zwei Seelen glauben, die jeweils andere könne zur Lösung eines eigenen Problems hilfreich sein. Die Lebensgeschichten müssen also zueinander passen. Das ist bei allen Menschen so. Die Romantik als seelische Beigabe macht die egozentrische Grundlage dann so rosarot.

Gut, wir waren also bei den Vorteilen der Nonverbalität. Gibt es noch ein Beispiel für ihre Wichtigkeit im ISBB?

In dem obigen Beispiel von K. ging es ja um komplexere Nonverbalität, um seine Inszenierung. Unsere Methode der Therapie über Sexualbegleitung ist auch eine Inszenierung. Wir haben uns dabei von den Erfahrungen der Erlebnispädagogik leiten lassen. Wir stellen ein Erlebnisfeld zur Verfügung. Dazu bilden wir Frauen und Männer aus, die ihren Körper und ihre Erfahrungen mit Sexualität einbringen. Zu Beginn eines Erotik-Workshops steht also ein Team aus Sexualberatern und Sexualbegleitern bereit und nimmt die Geschichte eines Ratsuchenden auf. Die Sexualberater analysieren die Bedeutung der Geschichte und die Sexualbegleiter gehen in den erotischen Kontakt. Sie lassen sich ganz auf die Leitung dieser Handlungseinheit „Date“ durch den Ratsuchenden ein. Sie ermutigen bei zu vielen Ängsten und sie bremsen bei zu forschem Vorgehen, mehr nicht. Sie achten dabei immer darauf, dass es ihnen selber in der Situation auch gut geht. Bremsen gegebenenfalls oder ermutigen, mehr nicht. Dann lassen sie agieren und in dieser Aktion gibt sich die Seele des Ratsuchenden zu erkennen. Das Geschehen wird dann im Nachhinein wieder im Gesamtteam analysiert.

Ein Beispiel bitte.

Einmal kamen Eltern mit ihrem taubblinden Sohn. Sie wollten ihrem Sohn helfen, eine kulturkompatible Sexualität zu finden, und zunächst wissen, ob er

einverstanden ist und welche sexuelle Orientierung er überhaupt hatte. Bisher war er zu beiden Geschlechtern hin übergriffig geworden.

In ein Date mit ihm gingen darum ein Sexualbegleiter und eine Sexualbegleiterin. Über eine Kuschelphase bekam die Sexualbegleiterin von ihm den Auftrag, mit ihm weiter zu gehen. Den Kontakt mit dem Sexualbegleiter führte der Ratsuchende überhaupt nicht fort.

Einen Auftrag kann man also auch nonverbal bekommen.

Ja, im ISBB ist immer zuerst ein Auftrag einzuholen. Die ratsuchende Person muss eindeutig ausdrücken, was sie will. Das ist manchmal recht schwierig. Eine Frau, nennen wir sie J., mit frühkindlichem Autismus und dadurch sehr, sehr eigenwilliger Kommunikation sollte nach Einschätzung ihrer persönlichen Betreuer die Möglichkeit erhalten, ihren Körper genussvoll zu erleben – weil der Mensch nur mit Dingen achtsam umgeht, die er oder in diesem Fall sie liebt. J. konnte die tantrischen Übungen in der Gruppe beobachten und wusste so, um was es geht. Ein Sexualbegleiter näherte sich ihr, den sie ablehnte. Wir fragten den pädagogischen Betreuer, was J. normalerweise tut, wenn sie mit etwas einverstanden ist. Wir bekamen die Auskunft, J. würde dann zu ihrem Bezugsbetreuer gehen, um ihm über den Kopf zu streicheln. Nun genau dieses Zeichen empfing später der Sexualbegleiter, der sich zwischenzeitlich wieder zurückgezogen hatte. Das war ein „Ja“. Nach einiger Zeit im Date ging J. zur Tür und machte sie auf. Das war ein „Genug“.

Das war jetzt ein Beispiel zu einer Frau als Ratsuchende. Wie hoch ist der Anteil an Frauen unter den Ratsuchenden im ISBB?

Gering, etwa 20 % denke ich. Wobei der Bedarf in den Einrichtungen sicher gleich groß ist.

Was denkst du, woran das liegt?

Das hat sicher mehrere Gründe. Zunächst muss gesehen werden, dass niemand zu uns kommt ohne die Anregung und die Unterstützung durch Betreuer und Betreuerinnen. Deren Einstellungen sind daher sehr wichtig. Außerdem gibt es die kulturelle Vorgabe, nach der männliche Sexualität so funktioniert wie ein Dampfkessel. Von ganz unten kommt der animalische Trieb, der den Druck aufbaut. Testosteron. Das sammelt sich in den Hoden und macht Männer geil

und hibbelig. Um sie wieder zu beruhigen, muss der Mann nur ‚abspritzen‘. Danach geht es wieder bis zur nächsten Druckzuspitzung. Männer sind nun mal so, heißt es. Weibliche Sexualität muss dagegen geschützt werden.

Also werden sie nicht unterstützt, zu euch zu kommen. Woher bekommen sie Hilfe?

Frauen richten ihre sexuelle Frustration nach innen. Es kommt zu Depressionen, Hauterkrankungen, Essstörungen. Das wird mit Medikamenten behandelt oder hingenommen. Eine Depression erhöht nicht wirklich den Arbeitsaufwand. Lästig ist, dass die Betroffenen dann nicht in die Werkstatt gehen wollen. Nun gut. Frauen bekommen keine ausreichende Hilfe. Männer werden aggressiv, sie bekommen Hilfe.

Das ist eine der genannten Grundrechtsverletzungen?

Ganz sicher, aber es gibt auch die Ausnahmen, es kommt auf die beteiligten Betreuerinnen und Betreuer an und auf deren agogische Leitungen. Weitere Unterschiede zwischen Männern und Frauen, die wir hier in Trebel erleben, zeigen sich im Verhalten. Frauen gehen langsamer an ihr erstes Date heran, nehmen ein Date erst beim zweiten Anlauf oder verabreden sich beim ersten zunächst mit einer Sexualbegleiterin. Dafür scheinen ihnen ihre Identitätsveränderungen wichtiger, meine ich. Sie betonen öfter, sie seien jetzt eine Frau. Sie beginnen, ihre Weiblichkeit zu betonen, auch in ihrem Outfit. Aber ganz genau weiß ich das nicht. Es gibt eben nicht so viele in unseren Gruppen.

Aber das wäre auch ein Beispiel für Empowerment.

Ja, ein sehr gutes. Der Gewinn eines neuen gesellschaftlichen Status. Mehr positives, stärkendes Selbstbewusstsein. Das ISBB stellt nur das Lernfeld dazu. Also Hilfe zum Empowerment.

Siehst du eine Chance für die Würdigung dieser agogischen Einstellung?

Auf lange Sicht vielleicht. Zurzeit nicht. Fast alle wollen, dass alles so bleibt in der pädagogischen Landschaft. Es gibt kaum Alternativen zur stationären Unterbringung. Es werden weiterhin klassische Heime gebaut. Gegen den

Willen der direkten Nachbarschaft, zu deren Beruhigung dann Mauern um die Einrichtungen gebaut werden.

Zusätzlich bleibt es bei den pädagogischen Mauern durch die jeweilige Kultur in den Einrichtungen.

Was meinst du damit? Ein Beispiel, bitte.

In vielen Einrichtungen nehmen es die Teams hin, wenn Betreute nackt über den Flur laufen. Um die Pflege zu erleichtern, werden beim gemeinsamen Toilettengang die Türen offen gehalten. Es wird ertragen, dass mit vollem Mund über den Tisch gehustet wird. Es bleibt erlaubt, auf dem Flur zu masturbieren. Es ist dann kein Wunder, wenn Betreute außerhalb der Einrichtung auch schon mal die Hose runterlassen und in aller Öffentlichkeit pinkeln. Sie unterscheiden nicht zwischen dem öffentlichen Bereich innerhalb und außerhalb der Einrichtung. Das stößt auf Ablehnung in der Öffentlichkeit, wobei die begleitenden Betreuer von Beobachtern verantwortlich gemacht werden. Der betreffende Behinderte wird dann beim nächsten Mal zu Hause gelassen. Das sind Mauern.

Andererseits ...

Andererseits?

... brauchen wir eine Gesellschaft, die das Bedrohliche mehr aushält. Abweichungen von der Norm müssen ausgehalten werden. Leiden als normaler Bestandteil des Lebens muss zunächst zugemutet werden, später mit Respekt zelebriert werden.

Auch wenn wir behinderte Frauen und Männer wissen, dass unser Leben nicht nur Leiden ist, wir stecken im gesellschaftlichen Klischee. Das müsste angesprochen werden, das Leiden an sich.

Beispiele?

Mehr ambulantes Wohnen, auch wenn Nachbarn sich belästigt fühlen, und agogische Hilfe für die Nachbarn. Sie müssen wissen, was abweichendes Verhalten bedeutet. TV-Spots, um den Sinn verrückten Verhaltens zu erklären und dem Fremden die Bedrohung zu nehmen. Heutzutage gibt es ja schon Werbespots zu Behinderten. Lotterien zeigen, wie die Behinderten satt und sauber sich in den Einrichtungen ihres Lebens erfreuen. Dafür wird das Spendenver-

halten dann gestärkt. Gewinnen und Gutes tun ist das Motto, Gewissensberuhigung ist der Sinn.

Manches individuelle psychotische Verhalten ist geradezu Kunst. Die traditionelle Kunst könnte das aufgreifen und vergrößern. Irren ist menschlich.

Überhaupt das Leiden und Sterben und der Tod. Hospize müssten in die Familien gehen und nicht nur die Sterbenden aus den Familien holen. Ambulante Hospize gibt es schon, das ist gut. Sie machen nun in Zukunft gezielt Menschen leidensfähig als Ressource.

Bestatter bilden Klageweiber und Klagemänner aus, die ein Klagelied laut durch die Straßen schreien, das dann zum Loblied wird und mit einem Freudentanz endet: „Danke, dass wir dich erleben konnten.“

Friedhöfe werden schon geöffnet. Das müsste ausgebaut werden. Statt der Primeln müssten Symbole für die Spuren auf die Gräber, die diese Menschen hinterlassen haben. Danksagungen für die Lebensleistungen müssten der Trauer folgen. Wir zeigen uns dankbar, dass Menschen gelebt haben.

Menschen, die bedeutende persönliche Krisen hilfreich durchlebt haben, dürfen einen Namenszusatz führen, so wie einen Dokortitel oder den Ehrentitel „Hāddsch oder Hāddscha“ im Arabischen für die Pilgerfahrt nach Mekka.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland wird im Gedicht von Theodor Fontane ein Held der geglückten Vergänglichkeit. Der Totensonntag wird zum Volksfest und trägt den Namen Ribbeck-Tag, einschließlich Kirmes und Feuerwerk. Kinder bekommen Geschenke wie Birnen und Äpfel am Ribbeck-Tag.

Es gibt einen Krisen-Nobelpreis für gelungene Krisenprozesse.

Das Wort Krisenbewältigung wird geächtet wegen der Gewalt in ihm.

Im Ruheforst gibt es Lehrpfade, auf denen die verschiedenen Phasen der Trauer gelehrt werden, bis hin zur Weltzuwendung.

Ist das genug?

Wahrscheinlich noch nicht, aber immerhin ein Anfang. Danke für das Interview!